

NEU



Mond und das Aqua Christi

Der zweite Fall von Star-Reporter Peter Mond

Ein Köln-Krimi von Philipp Meckert

Mond und
das Aqua Christi

I

Kräftige Windböen peitschten durch die Baumkrone der alten Linde auf der dunklen Rückseite des Doms. Es war Mitte Mai in Köln, und auch, wenn die Blätter des einsamen Baums noch klein und zart und der Tote unter dem Geäst gut sichtbar war, so beachtete ihn anfangs niemand. Zu schnell bewegten sich die Passanten in der morgendlichen Hektik Richtung Museum Ludwig und Philharmonie und in entgegengerichteter Richtung zur Domplatte und zum Hauptbahnhof. Immer wieder schwang der schwere Körper hin und her. Ganz in Schwarz gekleidet, das aufgedunsene Gesicht blau angelaufen, die Stirn von grauen Strähnen bedeckt, baumelte der Körper erstarrt mit angelegten Armen und gestreckten Füßen weiter im kühlen Wind, bis, ja bis ein Obdachloser, der in einer Ecke am Mäuerchen die Nacht verbracht hatte, sich erhob, ängstlich schaute, erschrocken die Hände vors Gesicht schlug und schrie:

„Leute, da hängt jemand!“

Eine junge rothaarige Frau, die mit einem Geigenkasten an ihm vorbeieilte, blieb abrupt stehen, drehte sich um, schaute auf den Obdachlosen und folgte mit ihrem Blick seinem ausgestreckten Arm. Was sie sah, raubte auch ihr den Atem. Der Mann da oben bot einen abscheulichen Anblick. Blut hatte sich aus den aufgerissenen Augen ihren Weg über die Nase zum Mund gebahnt, sich an der heraushängenden Zunge gesammelt und war dann über das Kinn und den Hals in den römischen Stehkragen geflossen, der nun nicht mehr weiß, sondern dunkelrot und verkrustet war. Auch aus den Ärmeln des Hemdes und aus den Hosenbeinen sickerte Blut und machte bei jedem Tropfen, der im Sekundentakt auf eine kleine messingfarbene Grabplatte am Boden fiel, ein klopfendes Geräusch, das die Geigenspielerin mit ihrem exzellenten Gehör zwischen den leichten Regenschauern als einen seltsamen, aber exakten Takt vernahm, der wie ein Metronom klang. Klack-Klack-Klack, hörte sie immer noch in ihrem Kopf, als sie eine dunkle Männerstimme jäh aus ihren Gedanken riss.

„Und was haben Sie dann gemacht?“

Kommissar Bernd Buchwald beugte sich im miefigen Polizeibus, der mit stummem Blaulicht vor dem Domherrenfriedhof stand und von Absperrbändern, Sichtschutzzäunen und weiteren Polizeiwagen umgeben war, zu der Musikstudentin hinüber. Er schaute sie fragend an. Ihre Sitze standen zueinander, in der Mitte war ein kleiner Klapptisch, auf dem ihr Handy und Buchwalds altmodischer Notizblock lagen.

„Na, dann habe ich die 110 gerufen und gewartet. Das hatte ich ja schon erwähnt. Kann ich jetzt zu meiner Probe...“

„Haben Sie...“

„Esther Hilsberg.“

„Haben Sie mit Ihrem Handy Fotos gemacht?“

„Ja, viele. Aber nicht nur ich. Viele Leute haben rumgeknipst und sind dann schnell weg, als die Polizei kam. Auch der Obdachlose ist mit seinen Tüten und seinem Schlafsack weggelaufen.“

„Verdammt“, sagte Buchwald, schüttelte den Kopf und lehnte sich wieder zurück. „Falls wir noch Fragen haben, melden wir uns. Vielen Dank, Frau Hilsberg.“

Die Studentin nahm ihren Geigenkasten und stieg aus. Sie zog sich gegen die Regenschauer ihre pinkfarbene Beanie ins Gesicht und blickte zu drei Männern in weißen Anzügen, die im Regen auf zwei Leitern standen und die Leiche anhoben, um sie aus der Krone herauszuschneiden und langsam herabzulassen.

„Wer war denn der Tote? War er bekannt?“

„In Köln schon, im Dom auf jeden Fall“, sagte Buchwald, nickte ihr stumm zu und schloss schnell die Schiebetür, weil der erneut einsetzende Regen ins Auto wehte. Er lehnte sich zurück und atmete in der Stille tief durch. Was für ein grauenhafter Fall war das denn wieder? In welchen Film war er da reingeraten?

Er schaute durch die teilweise beschlagene Scheibe auf den Tatort, an dem jetzt nur noch die alte Linde als stumme Zeugin stand. Dieser Mann hatte sich in der Baumkrone direkt am Dom nicht freiwillig erhängt, was schon schlimm genug wäre, sondern er war erhängt worden. Irgendjemand hatte sich jede Menge Arbeit mit ihm gemacht, um ihn zu töten und da hochzuwuchten.

Aber warum? Was war das Motiv? Buchwald grübelte. Das Opfer hieß Karl-Heinz Burg, das wusste er bereits. Denn der Tote war kein Unbekannter, sondern ein prominenter Vertreter der Kirche. Er war Dompropst und damit in einer so exponierten Stellung, dass sein Tod eine große Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Aus der trauernden Kirchengemeinde, dem Erzbistum und der katholischen Kirche bundesweit, ja vielleicht sogar mit einer Kondolenz aus dem Vatikan. Ebenso aus der entsetzten Öffentlichkeit und von vielen Menschen der Kölner Gesellschaft, die den lebensfrohen Gottesmann, der auch in der vergangenen Karnevalssession auf zahlreichen Sitzungen und beim Rosenmontagszug eingeladen war, gut kannten. Und besonders die Presse...

Buchwald knackte nervös mit seinen Fingerknöcheln. Ein Pfarrer erhängt am Dom - das war ein gefundenes Fressen für die Journaille in dieser sogenannten heiligen Stadt. Diese gottverdammte Presse...

Es hämmerte an der Tür. Carli Zacher, seine engagierte und schlagkräftige Kollegin vom KK11, war da draußen im Einsatz. „Die ersten News laufen schon!“, schrie sie und winkte ihm mit einem grell aufblitzenden Handy durchs Fenster. Dann schlug sie den Kragen ihrer Bomberjacke hoch und eilte mit einem Streifenpolizisten weiter. Buchwald schaute auf sein iPhone, gab bei Google „Köln“ und „Dom“ ein und bekam reihenweise Nachrichtenseiten von Newspepper bis N-TV angezeigt, die neben ihrer Eilmeldung alle schon Fotos hatten, wie die Leiche im Baum hing. Es sah grässlich aus. Der schlaffe Körper mit dem von Blut glänzenden Hemd in der Luft - es sah aus, als ob er geradewegs am Dom vorbei vom Himmel herabfallen würde. Auch wenn das Gesicht verpixelt war, so waren doch die eindeutigen Fakten bereits in die Schlagzeilen gehämmert: „Horror am Dom: Kölner Domprobst erhängt am Domfriedhof. Mord oder Selbstmord?“ Auch poppten im Rahmen der Berichte immer mehr eingebettete Beiträge auf X, Instagram und Facebook auf, die über den Toten vom Dom diskutierten. War es ein Selbstmord aus Reue? Oder ein Racheakt für sexuellen Missbrauch? Oder vielleicht ein Terrorakt? Buchwald sah mit Abscheu, dass sich bereits hunderte Kommentare über den Toten ausschütteten. Von Beileid bis Hasstiraden war wieder alles dabei. Ohne Ahnung, weit weg vom Geschehen. Eben stand er noch da drüben und hatte sich die Leiche angeschaut, wie sie blutend im Regen hing.

Nach Einschätzungen des Gerichtsmediziners, der sich auf einer Leiter die tiefen Einschnürungen des schwarzen Seils am Hals angeschaut hatte, hing der Tote dort schon seit Stunden. Der oder die Täter müssen den Domprobst also in der Nacht unbemerkt aufgehängt haben. Aber wie konnte man das schaffen? Buchwald erinnerte sich, dass er im aufgeweichten Rasen drei Reihen an verwitterten Steinen und Kreuzen gesehen hatte. Unter ihm lag die bekannte Domherrengruft, in der reihenweise Kirchenfürsten ihren Frieden gefunden hatten. Eben stand er direkt über ihnen, in seinen blutverschmierten hellen Lederstiefeln. Jetzt musste er sich tief in ihre Welt, in die Kirchenwelt einarbeiten. Ihm graute vor den unzähligen Ritualen, die diese Kirche beherbergte, und den Geheimnissen, über die die Kirchenvertreter untereinander schwiegen. Buchwald ahnte, dass er auf Mauern des Schweigens treffen würde, die so dick waren wie die des Doms, der sich vor ihm in den grauen Himmel erhob. Normale Beziehungstaten aufzuklären, mit einem Geflecht aus Angehörigen, Vorfällen, Abhängigkeiten, das war schon schwer schwierig genug. Jetzt aber das abgeschottete Domkapitel, wie es in Köln hieß, zu befragen, um einen Mörder zu finden, war eine ganz andere Hausnummer.

„Keine direkten Videokameras am Dom oder auf den Museumsdächern!“, schrie Zacher wieder vor der beschlagenen Fensterscheibe. „Die von den

Gleisen am Hauptbahnhof sind zu weit weg. Wir haben nur unsere Kameras auf dem Roncalliplatz und die Baustellen-Kameras vom Dom-Hotel.“

„Alles sofort auswerten!“, schrie Buchwald zurück und raufte sich die Haare. Da klingelte sein Handy. Das Polizeipräsidium. Es war Viviane Tah, die Sekretärin von Smiley, wie er seinen obersten Chef nannte. Weil Fritz Jahnke stets undurchsichtig lächelte. Der langjährige Polizeipräsident verfügte über ein enzyklopädisches Wissen über Täter und Tatorte und unzählige Fälle und hatte sich zudem im Laufe der Jahre ein riesiges Netzwerk an Menschen in wichtigsten Funktionen aufgebaut. Tah stellte durch. „Buchwald!“, sagte der Kommissar und räusperte sich. „Soweit ich weiß, haben wir noch keinen Ansatz für einen konkreten Verdacht.“ Smileys schneidende Stimme klang bedrohlich.

„Das stimmt.“

„Soweit ich weiß, sitzt der Schock im Domkapitel so tief, dass heute keine konkreten Aussagen mehr zu erwarten sind.“

„Das stimmt.“

„Soweit ich weiß, hat der verehrte Erzbischof, der mich eben anrief, eine Nachrichtensperre verhängt. Zudem gibt die Pressestelle des Domkapitels bei Anfragen von Journalisten keinerlei Kommentar ab und weist bei Anfragen auf unsere laufenden Ermittlungen hin.“

„Das stimmt“, wiederholte Buchwald erneut.

„Dann sollten wir jetzt auch mal mit Hochdruck ran, Buchwald! Ganz Deutschland schaut auf uns und erwartet Ergebnisse!“

„Das stimmt.“

„Ermitteln Sie! Morgen früh erwarte ich einen ersten Bericht. Ich lege auf, und Sie legen los!“

Buchwald starrte auf sein Handy. „Ich lege auf und Sie legen los“ war Smileys typischer Abschiedsgruß, wenn ein neuer Fall anstand. Der Erzbischof hatte Smiley direkt angerufen? Auch das war typisch – typisch Köln, wo der Klügel dichter war als der Stau rund um die seit Jahren gesperrte Trankgasse am Dom. Die Fahrertür sprang. Zacher stieg ein.

„Anschnallen, wir fahren. Die KTU ist fertig und hat alles rund um den Tatort dokumentiert. Die Leiche ist im Zinksarg und kommt in die Pathologie.“

Sie drehte den Zündschlüssel und gab Gas. Sofort sprang der Scheibenwischer an und fegte den prasselnden Regen weg.

„Heute Nachmittag sollten uns die Videobilder vorliegen. Morgen früh wissen wir Genaueres.“

„Yep!“, sagte Buchwald mit einem ironischen Unterton. „Smiley?“, fragte Zacher und schaute nervös in den Rückspiegel.

„Scheiße!“

Die Kolonne aus Polizeiwagen und weißen Kastenwagen startete und rollte langsam über den Roncalliplatz, um vorm Brauhaus Früh nach links abzubiegen und mit Sirenenalarm Richtung Rheinufer zu fahren. Doch am Gulliver-Tunnel ging nichts mehr. Alle Straßen waren von Autos verstopft. Selbst eine Rettungsgasse war nicht mehr möglich. Die Kolonne mit der Leiche steckte unter den Bahngleisen fest. Mit einem Fluch knipste Zacher die Sirene aus, die im Tunnel einen ohrenbetäubenden Lärm machte, und stellte auch den Motor ab.

„Ich hasse Köln“, zischte Buchwald, der sich im Wagen gefangen und hilflos fühlte. Er schaute auf seine Uhr. Er spürte den enormen Druck, der wieder auf ihm lastete. Er wusste, dass die ganze Stadt auf ihn schauen würde. Mal wieder. Jetzt hatte er einen neuen Fall zu lösen, der verdammt kompliziert und unheimlich schien. Wie vor ein, zwei Jahren, als ihn dieser seltsame Fund eines Blindgängers und die Entführung der Bombe fast an den Rand des Wahnsinns getrieben hatten. Dieser verrückte Mond hatte ihm damals jede Menge Tote vorgesetzt, ihn aber auch berühmt gemacht. Buchwald schaute wieder auf seine rotgetränkten Schuhe. Jetzt watete er wieder durch Blut. Aber was machte dieser Mond eigentlich?

II

Das Whiskyglas glitt ihm aus der Hand, rutschte ins Wasser und bahnte sich schlängelnd und trudelnd den Weg zum blau schimmernden Grund. Ein kleiner Rest Jameson wurde zu einer dünnen goldbraunen Wolke, die im Schatten der Luftmatratze verschwand.

Mond bekam von alledem nichts mit. Er schnarchte unter seinem magentafarbenen Sombrero, sein Kopf war zur Seite genickt, Hände und Füße baumelten über der silbernen Luftmatratze im Wasser. Sonnenstrahlen ließen die kleinen Wellen um ihn herum glitzern und Monds Speckbauch glänzen, der sich über seine schwarze Louis-Vuitton-Badehose wölbte.

Irgendein Kirchturm im Kölner Süden läutete, es war zwölf Uhr mittags, und die halbe Stadt war auf den Beinen. Aber für Mond spielte Zeit keine Rolle mehr. Er hatte jetzt genug, ja mehr als genug. Er konnte seinen Rausch ausschlafen, solange er wollte.

Letzte Nacht war er in einer VIP-Loge der Telekom Baskets Bonn abgestürzt. Das Spiel war ein irres Spektakel, die Jungs hatten einen sensationellen Sieg mit 100 zu irgendwas eingefahren, und der Hexenkessel Telekom Dome stand Kopf.

Die Party war der Abschluss eines feuchtfröhlichen Abends, der schon um 17 Uhr mit dem Empfang eines Wohltätigkeitsclubs im Excelsior Hotel Ernst begonnen hatte. Er ließ sich mit Lachshäppchen und Champagner verköstigen, während ein Finanzminister als Gastredner wieder Schönwetter machte. Und er war auch dabei, als sich danach der harte Kern dieser wohltätigen Rotarier aus Bauunternehmern, Managern, Professoren und Sportärzten in ein Sterne-Restaurant am Hansaring verlagerte. Bis schließlich ein Vorstandschef, der noch als Absacker zwei Flaschen feinsten trockenen spanischen Weißwein spendierte, auf seine goldene Rolex deutete, die 19.19 Uhr zeigte, und grinsend ein Bündel VIP-Bändchen aus der Brusttasche seines Jacketts zog und der Kellner zwei Großraumtaxi nach Bonn bestellte.

Irgendwann, es war schon weit nach Mitternacht, setzte eine schicke Hostess dann den taumelnden Herren zum Abschied diese magentafarbenen Sombreros auf den Kopf und entließ sie in die Nacht.

Mond wusste nicht mehr, wie er nach Hause gekommen war. Er hatte sich irgendwann im Morgengrauen auf dem rund 75 Meter langen Weg von der herrschaftlichen Eingangstür seiner Villa durch das Haus hindurch bis zur Terrasse aus seinem verschwitzten und von Champagnerspritzern übersäten Maßanzug geschält, war nackt zum Pool gelaufen, hineingefallen und hatte sich nach der Erfrischung in eine zwei mal zwei Meter große Kaschmirdecke eingemummelt, um auf einer Liege unter freiem Himmel einzuschlafen.

Juana, die neue portugiesische Haushälterin, hatte ihm gegen neun Uhr sein Katerfrühstück gebracht – Krabbensalat, geröstetes Baguette und ein großes Glas eiskalten Champagner. Gestärkt und aufgekratzt hatte er sich dann die Badehose angezogen, die in einer Kommode am Pool bereit lag, und im Wohnzimmer den achtlos weggeworfenen Sombrero entdeckt, der von einer kleinen goldenen Wandlampe baumelte, die über der Urkunde seines Pulitzerpreises hing. Er hatte den seltsamen Hut aufgesetzt, sich an seinem klotzigen Schreibtisch, der alt und englisch, aber noch unbenutzt aussah, ein Glas seines Lieblingswhiskeys eingeschenkt und war dann gekonnt und ohne Nass zu werden auf die Luftmatratze im Pool gehüpft.

Zwei, drei Stündchen später glitt Mond nun regungslos und schnarchend, nur vom auffrischenden Wind bewegt, von Beckenrand zu Beckenrand. Entspannt lag er da und genoss das Nichtstun. Hinter ihm erhob sich ein schlossähnliches, weißes Anwesen mit Spitzdächern und Rundbauten und schmalen Fensterfronten und Balkonen.

Das etwa 100 Jahre alte, aber nach neuestem Standard und mit einer Wärmepumpe ausgestattete Haus war auf den ersten Blick eines der schönsten Prachtbauten in dem Kölner Villenviertel. Und dabei sah man von vorne, wenn man den Blick von der schmalen Privatstraße, auf der im Halbstundentakt die

weißen Kleinwagen eines Sicherheitsdienstes vorbeirollten, über die Mauer schweifen ließ, nur einen kleinen Teil des 23 Zimmer-Anwesens.

Die Rückseite des weit über tausend Quadratmeter großen Grundstücks war von einer vier Meter hohen, blickdichten Kirschlorbeer-Hecke umgeben. Hinter dem Pool befand sich ein Fußballfeld. Im Abstand von etwa 20 Metern standen zwei Tore, in der Mitte lag ein von Franz Beckenbauer signierter Fußball.

In der einen Ecke des großzügig angelegten Gartens bot ein edler Holzpavillon mit einem nagelneuen Gasgrill einen respektablen Anblick. In der anderen Ecke erhob sich unter einem Ahornbaum ein wuchtiges Trampolin, das von alten Blättern bedeckt und dessen Sprungfläche von kleinen Pfotenabdrücken übersät war.

Zwei Katzen, sie hießen Jupiter und Mars, streunten an der Vorderseite der Villa herum und liefen über einem kreisrunden Platz vorbei an einem roten Damenrad. Sie blieben vor einer breiten Garage stehen, die hinter einem stählernen Rolltor Platz für drei Autos bot. Dann sprangen sie auf die Motorhaube eines silbernen Porsches, der im Schatten geparkt war und startklar Richtung Tor zeigte.

VILLA MOND stand in bunten Lettern auf einem Schild an der Privatstraße. Melody, seine Tochter, die zu einer verwöhnten, etwas zickigen Teenagertochter gereift war und die in einem Schweizer Internat weilte, hatte es entworfen, als Familie Mond damals von Rheinshof in den Hahnwald gezogen war.

Beide Veedel waren eigentlich nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt und doch trennten sie seit mehr als 50 Jahren Welten: hier die gewöhnliche Mittelschicht, da Kölns Oberschicht mit Erben, Künstlern, TV-Promis oder Fußball-Stars. Mond war auf der Sonnenseite Kölns angekommen und in einen unruhigen Traum versunken, als ihn plötzlich ein langgezogener, brummender Gong aus dem Schlaf riss. Immer wieder dröhnte dieser tiefe, etwas unheimliche Ton aus den Lautsprechern, die verdeckt im Terrassendach eingebaute waren, durch den Garten. Er schob müde seinen Sombrero hoch, paddelte mit der linken Hand im Wasser, um die Luftmatratze mit den Füßen voran in Richtung Villa zu bewegen, und schaute mit scharfem, fragendem Blick zur Terrasse. Was war das? Wer war das? Der dicke Pitter? Warum läutet der? Hier in seinem Garten?

Hastig sprang Mond ins Wasser und rief verzweifelt nach Juana, doch sie war nirgendwo zu sehen. Mit klitschnasser Badehose eilte er vom Pool über die Terrasse durch das geräumige Wohnzimmer, vorbei am Kamin und seidenbespannten Sesseln, und hinterließ auf den elfenbeinfarbenen Bodenfliesen eine Spur aus kleinen Pfützen. Immer wieder dröhnte das tiefe

Läuten der Dom-Glocke durch die Räume und bereitete ihm Kopfschmerzen. Er ging durch eine Flügeltür den mit Gemälden gesäumten Flur entlang, bog nach rechts ins Arbeitszimmer ab, lief mit nackten Füßen über einen großen turkmenischen Teppich aus alten UdSSR-Zeiten, stützte sich zwischen zwei Stühlen hastig auf den Schreibtisch und drückte einen dicken Knopf neben der Bürolampe. Schnell strich er mit der Hand über den Wochenkalender, der blütenweiß war. Keine Termine, keine geschäftlichen Verabredungen. So wie immer.

„Juana? Natja?“ rief Mond wiederholt, doch niemand antwortete. Da hämmerte es durch das Foyer. Immer wieder schlug der schwere Metallring des Türklopfers, den ein schwarzer, handballgroßer Löwenkopf im Maul hielt, gegen den Knopf. Mond eilte durch den Flur und erreichte den Monitor der Überwachungskamera, der am Türrahmen hing. Das gestochen scharfe Bild machte ihn skeptisch. Er sah nur einen großen Hut, darunter hochhackige schwarze Schuhe und einen dünnen, mit goldenen Ringen behangenen Arm, der wie wild den Türklopfer nach oben drückte und unablässig dumpfe, rhythmische Schläge durch das Haus hallen ließ.

„Es reicht, es reicht!“, schrie Mond verkatert und griff sich an die nassen Schläfen. Während er mit der rechten Faust vorsichtshalber zum Schlag ausholte, öffnete er mit der Linken die Tür.

„Was wollen...“

„Na endlich!“, zischte die alte Dame, die in einem schwarzen Chanel-Kostüm an Mond vorbeistöckelte. Trotz ihrer Pumps war sie nur etwa 1,60 Meter groß und zog, wie Mond sofort bemerkte, eine Wolke an Kölnisch Wasser hinter sich her. Allerdings nicht 4711, sondern das originale und viel teurere Farina 1709. Dann drehte sie sich um, hob den Kopf unter dem schwarzen Hut und nahm die goldgerahmte Sonnenbrille ab. Sie blickte hoch und ließ ihre wachen Augen durch das Foyer und die geschwungene Treppe zum ersten Stock schweifen. Als sie über sich einen Kronleuchter entdeckte, neben dem in Höhe der Balustrade mehrere Gänge in weitere Zimmer des Hauses führten, nickte sie stumm. Dann ging sie wortlos ein paar Schritte über die glänzenden Fliesen zu einer antiken Kommode, auf der ein Strauß gelber Rosen in einer chinesischen Vase aufblühte.

„Nett, Mond. Richtig nett.“

„Und Sie sind...“, fragte Mond und bemerkte, dass seine nasse Badehose weiter auf den Boden tropfte.

„Sie lassen es sich ja hier richtig gut gehen. Venezianisch?“, fragte sie und zeigte auf den strahlenden Kronleuchter.

„Ja, aber...“

„Womit haben Sie das nur verdient? Wie kann sich das ein kleiner Zeitungsfritze alles nur leisten?“

„Jetzt reicht's aber!“, sagte Mond mit Nachdruck. „Gehen Sie! Sofort!“

„Ich weiß es!“, sagte sie nun, hob abwehrend eine Hand und lächelte. „Ich weiß alles!“

„Was wissen Sie?“, fragte Mond erstaunt.

„Ihre ganze Geschichte. Diese Bombe. Diese Brüder, Karl und Anton Moor. Dieser SS-Kommandant und seine Tochter, die im Stadtarchiv gestorben ist. Ich weiß alles.“

Mond sah sie spöttisch an.

„Glückwunsch! Dann wissen Sie genauso viel wie 100 Millionen Menschen auf der ganzen Welt, die meine Zeitung gekauft haben! Und wenn Sie jetzt bitte...“

„Sie haben keine Ahnung!“, schrie die Frau und zog das zusammengerollte, schon leicht vergilbte Extrablatt mit dem Titel „Mond und die Bombe“ aus ihrer Handtasche und fuchtelte damit vor Monds Nase herum.

„Sie haben keine Ahnung, was Sie da angerichtet haben!“

„Jetzt reicht's aber wirklich!“, schrie Mond, packte den linken Arm der Frau und wollte sie durch die offene Tür hinauschieben. „Ich rufe den Sicherheitsdienst!“

Doch sie schwang einfach den Arm nach hinten und konnte sich so leicht aus der Umklammerung befreien. Als Mond sie reflexartig erneut an der rechten Schulter packen wollte, drehte sie sich auf ihren Pumps schnell nach vorn, seine Hand griff ins Leere und wurde von ihrer anderen linken Hand nach unten gedrückt. Mond stolperte vorwärts. Dann ging sie leicht in die Hocke, nahm eine Art Kampfhaltung ein und streckte die Hände nach vorn.

„Krav Maga?“, fragte Mond und ging in Boxerstellung.

„Aikido“, sagte sie lauernd.

Mond ließ langsam die Hände sinken und lächelte anerkennend.

„Wer... wer sind Sie eigentlich?“

„Moment“, sagte sie und stellte sich wieder aufrecht hin. Mit einem schnellen Handgriff öffnete sie ihre Handtasche und überreichte Mond ihre Visitenkarte.

„Beatrice Leonhard“ stand da in goldenen Lettern darauf. Mehr nicht.

„Sagt Ihnen mein Name etwas?“

Mond starrte auf die Buchstaben und schüttelte den Kopf. „Sorry, aber...“

„Ich helfe Ihnen auf die Sprünge: Sie haben uns in den Ruin getrieben! Sie sind reich und berühmt geworden, und mein Mann und ich haben kein Bein mehr auf den Boden bekommen!“

Aufgebracht lief sie auf und ab und breitete die Arme weit aus. „Wir verloren alles und versanken in Schulden, während Nacht für Nacht in den Talkshows der Mond aufging. Mond, der Star! Der Held der Bombe! Der Retter Kölns! Der Schutzpatron der gedruckten Zeitung...“

„Nun ja...“, lächelte Mond und zog die Augenbrauen hoch. „So war es ja auch...“

„Klickt's bei Ihnen immer noch nicht? Leonhard?“

Mond dachte nach, starrte auf die Visitenkarte und drehte sie zwischen den Fingern. Als er das geschwungene goldene L sah, das sich als Wasserzeichen auf der Rückseite der Visitenkarte abzeichnete, erinnerte er sich dunkel an diesen feinen Herrn, der damals plötzlich vor seiner Haustür stand, und das ganze Chaos, als der flammende Lkw in sein Haus raste und eine Leiche ausspuckte, schön unter den Teppich oder besser unter den frisch verlegten Rollrasen gekehrt hatte.

„Louis Ferdinand Leonhard!“, sagte Mond und nickte.

„Ja, mein Mann. Mein Mann, der die ganze Siedlung bauen wollte und dafür Kredite über zig Millionen aufgenommen hat. Alles war perfekt, die Investitionen gegengerechnet, bis...“

Mond fiel ihr ins Wort. „Bis der Poltergeist auftauchte und die Bombe ihren Lauf nahm und es mehrere schreckliche Tote gab und niemand mehr in der Siedlung neben einem alten Nazi-Bahnhof...“

„Ja, das war das Ende. Mit Schrecken. Aber damit begann für uns ein Schrecken ohne Ende.“

Mond sah sie an. „Ich kann verstehen, dass das eine schwere Zeit war. Für Sie und ihren Mann. Aber ich habe damit nichts mehr zu tun, und wir haben den Kaufvertrag rechtskräftig rückgängig gemacht...“

„Wie alle...“ seufzte die Dame und starrte auf den Boden.

„Gehen Sie jetzt bitte?“, fragte Mond.

Nun aber fasste sie ihn am Arm. „Ich bin nicht den ganzen Weg gekommen, um sie zu beschimpfen. Sie müssen mir helfen. Helfen Sie mir. Bitte!“ schrie die Frau unvermittelt und der Klang ihrer Stimme wurde traurig. Jetzt nahm sie ihren Hut ab und legte ihn auf die Kommode neben den leuchtenden Rosenstrauß.

Platinblondes, langes Haar fiel ihr über die Schultern. Sie nahm eine Rose aus der Vase und roch daran. Dann schaute sie Mond direkt in die Augen.

„Mein Mann ist weg. Er ist spurlos verschwunden! Nach 20 Jahren Ehe. Einfach so!“

„Ja, aber was habe ich damit...“, wollte Mond erwidern, doch sie fiel ihm wieder ins Wort.

„Sie sind doch jetzt Detektiv? Oder nicht? Sie müssen ihn suchen. Und finden. Ich beauftrage Sie. Als Detektiv!“

Mond stutzte. Das Wort hatte er in Zusammenhang mit seiner Person lange nicht mehr gehört, seit er bei seinem Einzug neben der Haustür die Klingel PETER MOND, PRIVATDETEKTIV hatte einbauen lassen, mit dem Läuten des dicken Pitters, das seine Tochter Melody damals so liebte. Ja damals, als er glaubte, nach dem Journalismus eine neue Karriere starten zu können. Ebenso investigativ und immer auf der Jagd nach heißen Spuren und Geschichten. Und doch merkte er schnell, ja viel zu schnell, dass Detektive eigentlich nur eine Erfindung des Fernsehens waren und dass sie im wirklichen Leben eigentlich kaum jemand brauchte.

Immerhin: Die Klingel funktionierte noch.

„Ich bin kein Privatdetektiv. Das war nur mal... eine Idee“, sagte Mond und deutete wieder auf die offene Tür. „Das war Quatsch. Ich bin jetzt Privat... Privatier.“

Mond merkte, dass er plötzlich tief enttäuscht war. Von sich selbst. Er hatte aufgegeben. Er hatte seine Träume verraten. Mit einem Seufzer kam er wieder zu sich und überspielte seine Gefühle.

„Wie gesagt: Das war Quatsch. Zum letzten Mal: Gehen Sie jetzt. Bitte!“

Beatrice Leonhard nickte traurig. Sie nahm ihren Hut von der Kommode, ging schweigend an ihm vorbei und blieb dann im Türrahmen stehen.

„Gelbe Rosen. Die mochte mein Mann am liebsten. Diese hier nehme ich mit“, sagte sie, zupfte eine Blume aus dem Strauß und ging die Freitreppe hinunter.

Als Mond gerade die Tür schließen wollte, drehte sie sich auf dem Weg zum schmiedeeisernen Tor noch einmal um.

„Ich dachte, Sie hätten noch Mumm in den Knochen. Aber der Reichtum hat Sie träge gemacht, Mond. Wie alle. Ich weiß, wovon ich rede. Wir waren auch so. Reich, träge und krankhaft egozentrisch. Schade.“

Mond sah ihr nach. Wie sie das surrende Tor öffnete, es hinter sich schloss und sich dann noch einmal über die Klingel beugte. Er sah nicht, wie sie mit dem Daumen sorgfältig den Staub und Schmutz von dem Messingplättchen strich und so den Namen PETER MOND, PRIVATDEKTIV zum Glänzen brachte. Dann drückte sie noch einmal mit Nachdruck auf die Klingel und verschwand.

Mond, noch im Foyer, hörte wieder das durchdringende Läuten des dicken Pitters. Immer wieder hallte der Gong durch das Haus, während er deprimiert ins Arbeitszimmer ging und sich an seinen blitzblanken Schreibtisch setzte, der wie ein Ausstellungsstück aussah.

Juana, die Haushälterin, hatte alle Briefe und ausgedruckte E-Mails mit Einladungen zu Benefiz-Partys, Ausstellungseröffnungen, Hoteleinweihungen und Medientreffs fein säuberlich auf einen Stapel gelegt. Davor lag ein goldener Brieföffner, daneben eine Magnumflasche Veuve Clicquot und daran eine Einladung für die exklusive Präsentation des neuen Rolls-Royce Black Badge.

„Juana?“ schrie Mond gegen den Gong an. „Schatzi? Natja?“ Wütend griff sich Mond den Paken Einladungen und warf ihn in den leeren Mülleimer neben dem Schreibtisch.

Endlich hörte das Klingeln auf.

III

29. Juli 1990

Ich erinnere mich noch, wie ich an jenem Tag im Wasser mein Gesicht verschwommen sah und dachte, das sei ein Sinnbild meiner Gefühle. Ich fühlte mich schwankend, rastlos, ruhelos. Wie konnte das alles sein? Wie konnte ich meinen Dienst in einem Heiligtum tun, in der Kathedrale des Christentums, der größten Herzkammer für Nächstenliebe und Barmherzigkeit – wenn draußen vor der Tür so viel Elend herrschte?

Ich erinnere mich, wie ich meine Hand langsam durch das Wasser gleiten ließ und das samtweiche Nass zwischen meine Finger strömte. Wie ich in meine Augen schaute, in deren grünen Pupillen sich das goldene Licht der Kerzen spiegelte. Ich erinnere mich noch, wie sich mein Mund bewegte und unablässig Worte hervorsprudelten: Corpus Christi, salva me. Corpus Christi, salva me! Als mein Kollege Alexander mich den Worten „John, es ist Zeit!“ zum Dienst rief und wir mit unserem schweren Gewand und der Holzkiste hinaus in die Hitze und in die Menschenmassen mussten, füllte ich damals wieder schnell und heimlich meinen Flachmann mit eben jenem Weihwasser, das ich mir später wie so oft gerne zur Erfrischung über Stirn und Schläfen rieb, und dann machte ich mich auf den Weg durch den Dom.

Der Dom. Wie bin ich überhaupt in den Dom gekommen? Diese Frage stellte ich mir immer wieder. Auch wenn ich nie die Gelegenheit hatte, Theologie zu studieren, fühlte ich doch von ganzem Herzen eine große Verbundenheit zum Christentum und wollte immer für die Kirche tätig sein. Ich war übergücklich, als ich nach unzähligen Aushilfsjobs im Frühjahr 1990 eine Arbeit als Domschweizer fand.

Es fühlte sich wichtig und richtig an, für diese wunderbare Kathedrale zu arbeiten. Ich lernte schnell und wusste bald alles über die Liturgie im Dom, welche Gottesdienste, Gebete, Gewänder es gab. Wann welche Lieder gesungen, wann welche Sakramente gespendet wurden. Immer wieder Teil dieses göttlichen Geschehens zu sein, erfüllte mich mit einer großen Liebe,

die ich weitergeben wollte und die ich auch bei allen Menschen spürte, die beseelt diese Kirche verließen. Aber in erster Linie war ich ja da, um vor und im Dom für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

So ging ich an jenem schicksalhaften Sonntag an den Säulen vorbei auf das Petersportal zu. Ich hörte schon das Stimmengewirr und Gemurmel der Menschenmassen, die die Domplatte und den Roncalliplatz bevölkerten, und trat hinaus in das Licht der Abendsonne. Der Domvorplatz war schwarz vor Menschen. Auf den Balkonen des Dom-Hotels stand die sogenannte bessere Gesellschaft, und ich sah, wie sie gierig zugriff, als eine Kellnerin mit einem Tablett Sektgläser und einem Teller mit Häppchen heraustrat und neugierig zur Bühne hinabschaute.

Ich hörte eine Polizeisirene und sah Blaulicht in der Menge. Eine dunkle Limousine stoppte. Bundespräsident Richard von Weizsäcker stieg aus und winkte den Menschen zu. Hinter ihm kam Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth. Lauter wurde es, als Willy Millowitsch den Weg zum Hoteleingang entlangging und von Oberbürgermeister Norbert Burger begrüßt wurde. Doch immer wieder riefen die Menschen „Luciano, Luciano!“ Sie wollten damals Pavarotti sehen und hören.

Obwohl ich damals ein Freund der klassischen Musik war, so fühlte ich doch Empörung, ja Wut in mir aufsteigen. Das war doch hier eine heilige Kirche und kein Konzertsaal. Was sollte dieser ganze Zirkus hier?

Als dann auch noch ein Mann kam und mir 100 Mark in meine Holzkiste stecken wollte, damit ich ihn hinter den Absperrungen näher an die Bühne bringen konnte, fühlte ich mich erbärmlich.

Wie viel Geld die Leute hier ausgaben. Wie viel Geld die Menschen hatten, die hier herkamen. Wie viel Geld Luciano Pavarotti damals schon verdient hatte und an diesem Abend nach dem Konzert noch verdienen würde.

500 Gäste, so las ich im EXPRESS, der in unserem kleinen Zimmer neben der Dombauverwaltung lag, zahlten je 1000 Mark, um später mit dem Tenor im Maritim am Heumarkt speisen zu können. Wie viel Gutes könnte man allein mit diesen 500.000 Mark tun, wie viel Leid lindern und Menschen helfen?

Als ich damals über diese Berge an Geld nachdachte, sah ich diese arme Seele zwischen den Menschen umherirren. In Lumpen gehüllt, sammelte dieser Mann leere Glasflaschen aus den Mülltonnen und stopfte sie in einen großen Beutel, den er hinter sich herzog. Obwohl er immer wieder angepöbelt und beschimpft wurde, ließ er sich auf keinen Streit ein, sondern schien immer nur auf die nächste Flasche zu starren, die er irgendwo entdeckte oder vermutete. Ich war damals fasziniert von der Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit und schämte mich gleichzeitig dafür, jemanden zu bewundern, der nur ums nackte Überleben kämpfte, während ich vor dieser luxuriösen Kathedrale stand und dafür sorgen musste, dass die viele Millionäre um mich herum ein schönes, ungestörtes Konzert erleben konnten.

Irgendwann lief diese arme Seele an mir vorbei und starrte mich mit seinen wasserblauen Augen aus seinem zerfurchten Gesicht an. Er bettelte um Geld und schrie mich an: „Haben

Sie Mark? Für einen Mann, der Hunger und Durst hat?“ Dann ließ er seinen Sack mit den Flaschen fallen, kniete vor mir nieder und zerrte an meiner Kollekte. „Gott ich brauch' Koble!“ schrie er immer wieder. Und: „Mensch, gib was!“

Ja, ich wusste damals nicht, wie mir geschah. Ich bat ihn, aufzuhören. Ich sagte ihm, dass es mir leid tut. Irgendwann, als er nicht aufhören wollte, stieß ich ihn leicht weg.

Er verlor das Gleichgewicht, kippte nach hinten und fiel auf den Müllsack. Er schrie vor Schmerzen und wälzte sich keuchend auf dem Boden.

Ich merkte, wie mich Passanten erschrocken ansahen. Ich wollte mich entschuldigen, aber er trat am Boden liegend mit den Füßen nach mir und wollte mich schlagen.

„Wegen dir Flaschen jetzt kaputt!“, schrie er noch und trat gegen den Sack. Er spuckte mir vor die Füße und ging vor Schmerzen gekrümmt einfach davon. Und ich?

Ich musste den Müll fortschaffen. Ich nahm die Tüte voller zerbrochener Flaschen und Glassplitter und wollte sie zur Kreuzblume bringen. Und als ich sie in die Mülltonne werfen wollte, entdeckte ich einen Streifen Malerkrepp, der an der Tüte klebte. „Tüte Igor. Johanneshaus, Annostraße 11“, war da zu lesen. Ich wusste schon damals, dass dies eine bekannte Unterkunft für Wohnungslose war und ein Ort, an dem viele Bettler und Obdachlose Zuflucht suchten.

Ein gewaltiger Schrei aus Tausenden von Keblen riss mich damals aus meinen Gedanken. Pavarotti musste die Bühne betreten haben, die Musik setzte ein und vermischte sich mit einem ohrenbetäubenden Applaus, der vom Roncalliplatz herüberschallte.

Obwohl nun mein eigentlicher Dienst begann, hatte ich an diesem Tag noch etwas anderes vor.

Ich lief einfach los, ließ den Dom und Pavarotti hinter mir und machte mich auf die Suche. Ich musste Igor finden.

IV

Das Grollen war schon von weitem zu hören und hallte durch die backsteinernen Abelbauten über der Nordtribüne des Rheinenergie-Stadions. Mond fuhr mit seinem lärmenden Porsche an den Vorwiesen vorbei auf den Gym zu. Am Rückspiegel baumelten zwei kleine weiße Boxhandschuhe des „S.C. Colonia 06“ und eine schwarze VIP-Karte, die per Funksignal automatisch die blinkenden pfahlförmigen Absperrungen herunterfahren ließ und so den Weg frei machte, damit er seinen Sportwagen direkt vor der Stahltür des NRW-Landesleistungszentrums Boxen abstellen konnte. Er schnappte sich seine Louis-Vuitton-Tasche mit den Sportklamotten, schwang sich aus dem Auto und betrat die Sporthalle. Endlich hörte er wieder die Geräuschkulisse, die er seit Ewigkeiten so vermisst hatte.

Das Trommelfeuer der Boxhandschuhe, die reihenweise Sandsäcke bearbeiteten. Die anfeuernden Schreie der Trainer. Das Rumpeln, wenn die Boxer über den federnden Ringboden stampften und gegen ihre Schatten kämpften. Das Knallen der Springseile, die über den mit Schweißtropfen übersäten Linoleumboden zischten. Mond liebte dieses Spektakel. Immer wieder aufs Neue.

Als der Gong ertönte, der die Trainingsmaschinerie alle drei Minuten kurz auf Leerlauf stellte, ging Mond zwischen den schwer atmenden Boxern durch die Halle am Ring vorbei und wollte gerade die Tür zum Keller mit den Umkleieräumen öffnen, als ihn jemand an der Schulter packte.

„Wo willst du denn hin, Sportsfreund?“

Mond drehte sich um und blickte auf einen klobigen, roten Boxhandschuh, der auf seine Brust drückte.

„Kennst Du mich nicht? Ich bin Peter Mond. Der Freund von Hans.“

„Peter? Mond? Sagt mir nichts“, sagte der junge Typ, der vor ihm in Boxerhose und schwarzem „Paffen“-T-Shirt stand.

„Ich habe früher viel geboxt und wollte mal wieder ein paar Fäuste schwingen. Ich bin seit Jahren hier Mitglied..“

„Aha“, hört er nur diese tiefe Stimme verächtlich sagen. „Aber eher passives Mitglied, oder?“

Mit einer blitzschnellen Bewegung boxte er Mond in den Magen. Der Schlag, bei dem Mond sich reflexartig über seinen Bauch krümmte, ließ fast die Knöpfe seines maßgeschneiderten Hemdes aufplatzen.

„Na, dann schütteln wie mal deinen Speck durch“, sagte er grinsend und öffnete die Tür zum Keller.

Er war wirklich mächtig außer Form geraten, dachte Mond, als er im fahlen Licht nur in Unterhose vor dem Spiegel neben seinem Spind stand und sich betrachtete. Von seinen einst so muskulösen und definierten Armen und Schultern war nicht mehr viel zu sehen. Schlaff hingen sie herab. Zwei lange Speckrollen, handfeste Folgen unzähliger Häppchen-Partys, Kölsch-Runden, Medientreffs und Benefiz-Essen des letzten Jahres und natürlich der guten Küche von seiner Haushälterin Juanita, legten sich wie ein Rettungsring um seine Hüften. Vor vielen Jahren hing mal unter seinem stahlharten Sixpack ein Meistergürtel mit einem goldenen Siegel. Alles vorbei.

Als Mond an sich herabsah und erneut skeptisch in den Spiegel schaute, entdeckte er auch noch ein Doppelkinn, das sich unter seinem akkurat gestutzten Dreitagebart abzeichnete. Er fluchte, schüttelte den Kopf, zog sich schnell seine Sportklamotten an und machte sich auf den Weg hoch in den Gym.

Obwohl er immer glaubte, Boxen sei wie Fahrradfahren, man verlerne es nie, fiel es ihm doch schwer, immer wieder seine Links-Rechts-Kombinationen, Haken und Jabs auf den Sandsack zu feuern. Es war schon lange her, dass ihm drei Minuten so lang vorgekommen waren. Er spürte den brennenden Schmerz in seinen Schultermuskeln und die fehlende Luft in seinen Lungen, als endlich der Gong aus den kleinen Lautsprechern an der Decke ertönte und er sich erschöpft am Sandsack klammerte.

„Mond, ab in den Ring!“

Als er kopfschüttelnd abwinkte, hörte er den Ruf noch lauter und fordernder.

„Mond, in den Ring! Sofort!“

Keuchend kletterte er die kleine Treppe hinaus und durch die Seile hindurch und stand dem jungen Mann gegenüber, der ihn gerade an der Tür zur Umkleidekabine abgefangen hatte.

„Na dann zeig mal, was du drauf hast, Alterchen“, zischte er und hatte die Pratzen in Augenhöhe, als der Gong zu den nächsten drei Minuten ertönte.

Mond riss die Arme hoch und trommelte drauflos. Immer wieder knallten seine Fäuste gekonnt auf die kreisrunden Kissen, die der junge Typ mal parallel über dem Kopf, mal nach vorne oder seitlich in Bauchhöhe hielt.

Dann hielt der Trainer die rechte Pratze hoch, damit er eine harte linke Grade schlagen konnte, doch als Mond loslegte, erinnerte er sich blitzartig an die Deckung und fing mit dem rechten Handschuh kurz vor der Schläfe einen krachenden Schlag ab, den der Typ blitzschnell aus der Bewegung heraus mit der linken Pratze abgefeuert hatte.

„Nicht schlecht. Du bist alt, aber immer noch auf Zack“, brummte der Nachwuchstrainer.

„Habe ich von Hans gelernt. Alles von Hans gelernt“, sagte Mond und tänzelte etwas zurück, um kurz zu verschnaufen.

Da ließ der Typ die Pratzen sinken und senkte den Kopf. „Wir haben alle von Hans gelernt. Aber Hans gibt es hier nicht mehr.“

Mond blickte erschrocken in das gebräunte Gesicht des Trainers. Tränen liefen ihm über seine Wange und bahnten sich ihren Weg durch die Schweißtropfen.

„Hans ist...“

„Was ist mit Hans? Du kannst es mir sagen, wie kennen uns seit Jahren...“, sagte Mond und trat an ihn heran.

„Hans...“

„Doch nicht etwa verunglückt oder tot? Bitte sag nicht...“

„Er kann nicht mehr kommen. Er wird wohl nie wieder boxen. Er ist zu Hause.“

Der Typ schnaufte kurz und hob wieder die Pratzen.

„Aber das ist echt Privatsache. Los, box weiter!“

„Boxen ist das eine. Leben ist das andere“, sagte Mond und legte ihm tröstend einen Handschuh auf die Schulter. Er sah ihm tief in die Augen. „Was ist passiert?“

„Hans und ich sind neulich im Sonnenaufgang eine Runde rund ums Stadion gejoggt, zu den Jahnwiesen, zum Adenauer Weiher und zurück.“

„Ja, kenne ich. Bin ich auch oft mit Hans morgens vor der Arbeit gelaufen. Da ist es schön kühl und friedlich“, nickte Mond.

„Und als wir am Stadionbad vorbeigekommen sind, sahen wir einen Mann oben auf dem Zehner stehen. Es sah unwirklich aus. Er war ganz allein da oben und schwankte hin und her.“

„Auf dem Zehner? Hat er sich nicht getraut zu springen? Ich bin auch noch nie...“

„Das war vor gut einer Woche, Mond. Das Bad ist immer noch geschlossen, da ist kein Wasser im Becken!“

„Wie bitte?“

Mond war irritiert. Eben noch war er in Gedanken in den Kampf vertieft gewesen, dann hörte er plötzlich, dass sein langjähriger Meistercoach offenbar stark erkrankt war. Und jetzt auch noch eine Geschichte von einem Mann auf dem Sprungturm im geschlossenen Stadionbad nebenan. Aber es stimmte. Die Freibadsaison sollte erst in ein paar Tagen beginnen.

„Nochmal: Da stand ein Mann auf dem Zehner?“, fragte Mond ungläubig.

„Ja“, nickte der Trainer. „Und dann sind wir schnell über die Mauer geklettert und zum Turm gelaufen, um den Kerl da oben runterzuholen.“

„Und dann?“

„Hans war rasend schnell die Leitern hinaufgeklettert. Als er oben war und den Mann ansprach und nach ihm greifen wollte, sah der ihn noch einmal an, sagte etwas und sprang in die Tiefe. Wir konnten nicht glauben, was wir da sahen.“

Mond schrie auf. „Was? Der Mann ist einfach vor euren Augen vom Zehner in das leere Becken gesprungen?“

„Ja. Es war der reinste Horror.“

Mond drehte sich kopfschüttelnd zur Seite.

„Und die Polizei? War die Polizei da?“

„Alle. Ich hatte mein Handy dabei und habe sofort Alarm geschlagen. Polizei, Krankenwagen, Notarzt, jemand von den Kölnbädern - sie waren schnell vor Ort. Aber der Typ war tot.“

„Oh mein Gott!“, sagte Mond fassungslos.

„Es war ein lauter Knall. Ein furchtbares Geräusch. Ein schrecklicher Anblick. Der reinste Horror. Und Hans...“

„Was ist mit Hans?“

Mond drückte mit seinen dicken Handschuhen auf die Schultern des Trainers, als könne er die Worte aus ihm herausschütteln.

„Hans kletterte ganz langsam, fast wie in Zeitlupe vom Turm. Es dauerte ewig, bis er wieder unten war. Aber als er dann endlich unten war, sagte er keinen Ton mehr. Er schaute mich nur mit leeren Augen an und...“

„Und...?“ Mond spürte, wie Angst in ihm aufstieg,

„Und dann fiel er einfach um.“

„Er fiel um? Der große Hans, den nichts umhauen kann?“

„Ja. Er fiel um. Einfach so. Wie nach einem schweren Knockout. Hans muss...“

Seine Stimme erstickte in einem Weinkrampf. Mond nahm ihn in den Arm, obwohl es ihm seltsam vorkam, einen erwachsenen, kräftigen, weinenden Mann ausgerechnet in einem Boxring zu trösten. Aber so war es nun einmal. Boxen ist das eine. Das Leben ist das andere.

„Hans musste noch vor Ort reanimiert werden. Zum Glück hat es geklappt. Der Notarzt und die Rettungskräfte standen ja direkt neben uns. Er lag einige Tage im Koma. Vor zwei Tagen haben wir ihn aus der Uniklinik geholt. Seitdem sitzt er apathisch bei uns zu Hause. Körperlich ist er okay. Aber er kommt einfach nicht mehr auf die Beine.“

„Er sitzt bei euch zu Hause? Bist du...“

Mond war gerührt. Er erinnerte sich daran, dass Hans einen Sohn hatte. Stolz hatte er manchmal von dessen erfolgreichen Amateurlämpfen erzählt. Aber für Hans war es ein No-go, während des Trainings zu quatschen. Training war Training. Jetzt erinnerte sich Mond endlich an seinen Namen.

„Ja. Mein Vater. Hans ist mein Vater.“

„Pit. Du bist Pit! Der Sohn von Hans!“, sagte Mond und drückte ihn an seine Brust. „Ich kenne dich schon, seit du ein kleines Kind warst. Mensch, das tut mir alles verdammt leid.“

Wieder ertönte der Gong, doch Mond merkte, wie in den Gym Ruhe eingekehrt war. Als er sich umblickte, sah er hinter sich ein Dutzend Boxer kreisförmig im Ring stehen. Alle blickten betroffen zu Boden.

„Oh, Mann, Leute. Das ist grauenhaft“, sagte Mond und hörte seine Stimme durch die Boxhalle schallen.

„Ein Selbstmörder springt vom Zehner? Sowas habe ich noch nie gehört...“

„Doch, ist passiert!“, hörte er plötzlich eine Frauenstimme. Es war Carina, die ukrainische Trainerin des Damen-Teams. „Aber dank uns nur einmal.“

„Wie, nur einmal?“, fragte Mond.

„Wir haben schon ein paar Leute abgefangen.“

„Abgefangen?“, fragte Mond ungläubig nach.

„Ja“, sagte Pit und nickte. „Es kommt immer wieder vor, dass wir bei unseren Joggingrunden Menschen sehen, die vorm Stadionbad stehen und da rein wollen.“

„Die sind verzweifelt und traurig“, sagte Carina.

„Hibbelig. Wie Junkies vor dem Drogenmobil.“

„Und, was macht ihr dann?“

„Wir beruhigen sie und schicken sie weg. Aber am nächsten Tag kommen sie manchmal wieder!“, sagte Carina. „Wie Süchtige. Wir sind hilflos.“

„Ja, wir sind absolut hilflos“, sagte einer der Boxer, es war Ujah Trockel. Mond kannte ihn, denn er war früher mal U18-Europameister im Mittelgewicht gewesen. Jetzt bereitete er sich auf Olympia in Paris vor.

„Die Polizei kann nichts machen. Sie konnte noch nicht einmal den Mann identifizieren, der da runtergesprungen ist. Die Polizei ist ebenso hilflos wie wir.“

Trockel schaute deprimiert auf den mit alten Schweiß- und Blutflecken übersäten Boden.

„Und sie macht auch nichts öffentlich. Selbstmörder werden totgeschwiegen.“

„Ja, um niemanden zu veranlassen, dasselbe zu tun. Es ist verdammt heikel“, sagte Mond und knallte die Fäuste gegeneinander. „Aber ich werde euch helfen. Ich werde sehen, was ich herausfinden kann. Ich habe viele Informanten. Auch bei der Polizei.“

Mond spürte, wie sein Herz klopfte und seine Lebensgeister erwachten. Endlich hatte er wieder eine richtige Aufgabe. Er gab sein Wort und die Leute hörten ihm zu. Dieses Gefühl kam ihm vor wie aus einer anderen Zeit.

„Jetzt lasst uns noch ein paar Runden boxen. Dafür sind wir hier, und das wäre auch im Sinne von Hans.“

Pit nickte, wischte sich die Tränen weg und hob wieder die Pratzten. „Für Hans!“

Wenige Augenblicke später füllten klatschende Schläge und Schreie den Gym. Lauter und heftiger als zuvor.

Jetzt alle Kapitel lesen und [„Buch kaufen“](#)